

Der Flug

Richard Jilka

Jeder Fußgänger wird es bemerkt haben, für die Radfahrer ist er kein vollgültiger Mensch. Radelnd wechseln wir die Ebene der Geschwindigkeit und gleiten in ein Raum-Zeit-Verhältnis, in dem der langsamere Fußgänger bis hin zur Bedeutungslosigkeit schrumpft oder gar als Ärgernis empfunden wird. Nicht besser als den Fußgängern ergeht es den Radlern mit ihren motorisierten Raumgenossen, in deren Hinsicht verkümmern Zweiräder gemeinsam mit Pferden zu schwerfälligen Hindernissen. Und zwischen den Raum- und Zeitebenen der auf Schnellstraßen konkurrierenden Motoren klaffen mitunter Abgründe, so daß von einem regelrechten Krieg der Geschwindigkeiten gesprochen werden kann. – Im beschleunigten Gedränge erscheinen nur jene Teilnehmer als gleichrangig, die sich mit vergleichbarer Geschwindigkeit bewegen. Langsamere sowie schnellere Gestalten stören, ja gefährden das reibungslose Gleiten der eigenen Bewegung durch den Raum und werden schließlich bloß als unerwünschte Gegenstände empfunden. Besondere Eigenschaften der Störer, beispielsweise ihre hübschen Augen, werden nicht, ihre runden Hüften nur noch beiläufig bemerkt. Die Wahrnehmung von anderen Menschen schrumpft zu der Empfindung eines gegenständlichen Widerstandes, der am besten nicht vorhanden wäre. Auf unterschiedlichen Ebene bewegen wir uns aneinander vorbei und verneinen die anderen.

Der kleine Schritt in die Kutsche hinein, bemerkte Goethe, bedeute bereits einen Schritt weg von der Menschlichkeit. Denn von Natur ist der Mensch Fußgänger, seine Sinne können sich die ihnen zukommende Fülle der Umwelt nur erschließen, wenn er sie durchwandert. Indem ein Mensch in der Kutsche oder auf dem Pferderücken seine ihm gemäße Geschwindigkeit steigert, ändert sich seine Wahrnehmung der Umgebung, Besonderheiten entgehen ihm zunehmend, sie verflüchtigen sich. Zu Beginn seiner Italienreise staunte Goethe am 3. September 1786 noch über die „unglaubliche Schnelle“ seiner Postkutsche auf einer bayrischen Chaussee. Er hatte sage und schreibe „vierundzwanzig und eine halbe Meile in einunddreißig Stunden zurückgelegt.“ Am 11. September war er bereits in Trient und klagte: „Die Postillons fuhren, daß einem Sehen und Hören verging,“ es tat ihm „leid ..., diese Gegenden mit der entsetzlichen Schnelle und bei Nacht wie im Flug zu durchreisen“. Endlich in Italien, Perugia den 25. Oktober, erlaubte sich der Flüchtling Muße, ließ den bezahlten Wagen mit dem Gepäck vorwegfahren und ging „zu Fuß“ weiter, um ausgiebig Land und Leute erleben zu können.

In der Kutsche oder auf dem Fahrrad wechseln wird die Ebene. Der Flieger jedoch hebt vollends ab. Die sich beschleunigende Eile wird schon bei der Anfahrt spürbar. Über Gleise und Straßen saugt der Flughafen wie das Auge eines Strudels aus seiner Umgebung Menschen an. Sauber und hell glänzen die weiten Hallen des Airports. Wie eine der Masken Utopias erwecken gewagte Konstruktionen aus Glas, Stahl und Marmor den Eindruck von Perfektion. Automaten erleichtern das Geschäft und das Komplizierte wird kinderleicht. Leuchtende Lampen, digitale Hinweistafeln und bunte Schilder oder Lautsprecherdurchsagen führen einen sicher durch verwirrende Flure und über vielschichtig Etagen. Inmitten der Spitzentechnologie erscheinen die Menschen unverwüstlich gesund. Zielstrebig und zuversichtlich gehen wohlgekleidete Reisende, erwartungsvolle Besucher und uniformiertes Personal ihrer Wege. Zügig werden Passagiere und Gepäck über Bänder und Rolltreppen zu ihren Terminals und Abflugrampen weitergeleitet. Die Teilnehmer eines Fluges sammeln sich in dem entsprechenden Warteraum, telefonieren noch einmal mit ihrem Handy, schreiben auf dem Laptop, stecken sich einen Stöpsel mit Klängen ins Ohr, knabbern etwas oder knistern mit Zeitungen, blicken jedoch meist wie unbeteiligt vor sich hin. Nach einer Weile kommt die Ansage und sie werden professionell abgefertigt.

Auf dem Weg zur Flugmaschine empfinde ich nicht eigentlich Angst, Inlandsflüge gelten hierzulande als unglaublich sicher, aber mich beunruhigt ein verhaltenes Unbehagen. Noch empfinde ich den Übertritt, den Frevel, es ist mein erster Flug. Die strengen Sicherheitskontrollen scheinen meine Bedenken zu bestätigen. Mein Handgepäck, meine Kleidung, mein Leib werden penibel visitiert, meine Streichhölzer werden mir vorsichtshalber abgenommen. Dann gehen wir tatsächlich zu Fuß zum Flieger und steigen die Treppe hinauf. Auf dem kurzen Weg weht ein Hauch von Aufbruch und Abenteuer. Beim Eintritt in die Maschine begrüßen uns professionell lächelnde Bedienstete. Etwa hundert Menschen drängen sich in die Röhre, verstauen ihr Handgepäck und zwängen sich auf ihre Sitze. Hier ist es enger als in der Eisenbahn. Als wir auf unseren Plätzen sitzen, erhalten wir von lächelnden jungen Frauen einige Verhaltensmaßregeln für Notfälle, bekommen rettende Handgriffe vorgeführt und die Notausgänge gezeigt. Der Start verzögert sich um bald zwei Stunden, denn ein Ventil funktioniert nicht reibungslos. Sie haben es früh genug bemerkt. Wie eine der entführten Maschinen im TV steht unsere Röhre in der Sonne und wir schwitzen.

Endlich wird unser Flieger aus seiner Position gezogen und umgedreht, fährt mit eigener Kraft wie ein Omnibus im weiten Bogen über die betonierter Fläche zur Startbahn, verharrt einen Moment, die Turbinen heulen, das Gerät rennt los, sanft werden wir in unsere Sitze gedrückt, hinter dem Fenster flirt

die Piste. Mit einem leichten Ruck schwinden Widerstände, wir haben abgehoben, werden in einer versiegelten Metallröhre durch Raum und Zeit geschossen. Mit Siebenmeilenstiefeln überspringen wir Straßen, Flüsse, Wälder, Städte; Gebäude und Spielzeugautos versinken in Bedeutungslosigkeit. Ein Traum Leonardos ist Wirklichkeit geworden. Nachdem wir eine Viertelstunde schräg gestiegen sind, legt sich unsere Röhre wagerecht und lächelnd werden Getränke ausgeteilt. – So ist es also in den glitzernd blinkenden Apparaten, die im Abendrot aus der Niederung aufsteigen, einander wie auf dem Fließband folgend heranschweben, aufbrausen und über mein Dorf hinweggrölen. So ist es also in diesen aus der Niederung unaufhaltsam abgefeuerten Geschossen. Vom der brutalen Gewalt, deren Dröhnen mich des Nachts aus dem Schlaf reißt, ist im Flieger kaum ein Rauschen zu spüren. Wie in den Zaubermantel gehüllt werden wir über das Land hinweg und die Wolken hinaus getragen. Ein Traum Leonardos ist ein Massenverkehrsmittel geworden. Gelangweilt oder erschöpft oder müde, schweigsam wie in einer Vorstadtstraßenbahn beim Morgengrauen sacken viele Passagiere in ihre Sitze, wirken abwesend, geben sich schlafend, blättern gleichgültig in Illustrierten oder lesen ein Buch; am Handy zu spielen ist dort oben verboten. Nur Vereinzelte schauen wie weiland ein Kind durch das kleine Fenster, staunend über das Wunder des Fliegens. Dort oben ist man dem Lande entrückt, erscheint es als ein flüchtiges Dazwischen, man schwebt über dunklen Hügeln mit kleinen Wäldchen behaart, erblickt geometrische Siedlungen in einer gewürfelten Parklandschaft, fernher glitzern Flüsse und Seen, Fernstraßen schlängeln sich als graue Linien durch eine wohlgeordnete, klare Welt. Schließlich gleißt eine glühende Sonne überm eisig schäumenden Wolkenmeer. – Goethe brauchte nicht hin, um von dort zu träumen.

Die halbe Stunde ist um, lächelnd werden die Becher eingesammelt, unsere Röhre sinkt. Einzelne Wohnblöcke, Bäume, sogar Autos werden wieder kenntlich; Asphalt erscheint im Fenster, ein leichter Ruck, wir setzen auf, der Widerstand ist wieder da, die Turbinen heulen, unsere Röhre zittert, dann rollen wir unserem Bestimmungsort zu; Stillstand. Wir dürfen die Gurte öffnen und raus. Hastig, als könne ein Anschluß verpaßt werden, wird das Handgepäck ergriffen, trippeln wir die Treppe hinab, nach wenigen Schritten durchs Freie verschwindet unsere Gruppe im Gedränge der Abfertigungshalle. Bald werden wir von untergeordneten Massenverkehrsmitteln aufgesaugt und ins Innere der Stadt gepumpt. Endlich lande ich an einem Biertisch hinter dem Bahndamm. Es fühlt sich unwirklich an. Berlin ist nicht 50 Minuten von Köln entfernt.